

Im Wirtschaftskrieg

(Wirtschaftliche Wochenchau)

(Nachdruck verboten!)

Wirtschaftliches Welt

Die ganze Welt hält den Atem an; denn sie erlebt einen gigantischen Wirtschaftskrieg, ein Wirtschaftswelt von geschichtlicher Bedeutung: Der französische Goldstandard hat dem Golddollar den Krieg erklärt. Innerhalb von drei Wochen verlor Amerika 2,5 Milliarden Reichsmark, und in eingeweihten Kreisen glaubt man, daß die Notenbanken der U.S.A. im äußersten Falle 6,8 Milliarden RM. verlieren würden, während die europäischen Notenbanken in Amerika Guthaben von 5,6 Milliarden RM. besitzen. Trotzdem aber scheint es nicht ausgeschlossen, daß Amerika den Weg Englands geht, um Frankreich, das doch letzten Endes an der gegenwärtigen Gold- und Geldkrise der Welt schuld ist, zu treffen. Frankreich bangt um seine Guthaben, die es in New York liegen hat und die über 2 Milliarden RM. hoch sein sollen. Darum dringt es auch darauf, daß Amerika unter keinen Umständen den Weg der Teilnationalisation beschreitet, wenn Frankreich nicht sofort seine kurzfristigen Guthaben aus Amerika abrufen. Wenn aber Amerika zur Inflation greift, dann ist Frankreich tatsächlich isoliert und das Gold, an das es sich klammerte, wird ihm eher zum Fluch als zum Segen.

Für Deutschland würde ein Rutsch des Dollars viel günstiger Aussehen bieten, als der Rutsch des Pfundes, der uns vorerst sogar schadet. Bekanntlich ist der weitaus überwiegende Teil der deutschen kurzfristigen Verschuldung mit Amerika abzurechnen oder auf Dollar ausgestellt. Eine Inflation des Dollars könnte demnach für uns, da wir selbst jede Inflation der Mark ablehnen, eine große Erleichterung bedeuten. Dadurch, daß die Schulden- und Zinsenlast von selbst zusammenstumpfen würde, müßten die Unkosten der deutschen Wirtschaft und damit automatisch auch die Preise für unsere Erzeugnisse zurückgehen.

Reparaturen als Handelsobjekt

In diesem Wirtschaftswelt der beiden Goldmächte der Welt spielt Deutschland, auch abgesehen von der Spekulation auf den Dollarkurs, eine überraschend große Rolle, allerdings nicht als aktiver Mitkämpfer: Seine Reparationsschuld wird nämlich von Frankreich als Kampfmittel benutzt. Mit dem Vorschlag, Paris wolle auf einen Teil (um mehr als die Hälfte angeblich) der angebotenen Reparationen verzichten und somit mit einem Abbau der Reparationen und internationalen Schulden einverstanden sein, mit diesem Vorschlag will Paris die Amerikaner von einer Dollarinflation abhalten. Es ist das erste Mal in der Geschichte, daß Frankreich auf seinen Reparationsgewinn, wenigstens z. T. verzichten will und damit den Weg in eine bessere Zukunft freigibt.

Die Angst Frankreichs, selbst unter die Mäler der Weltdepression zu kommen, die es mitberaumt, um sich dann im Glanze seiner Gold- und Wästenberge als Herr der Welt zu fühlen, ist tatsächlich nicht unbegründet. So gibt jetzt das amtliche Frankreich an, daß auch in Frankreich die Arbeitslosigkeit wie eine Seuche um sich greift. 35 Prozent aller Angeheften in Betrieben mit mehr als 100 Arbeitern sind in Frankreich von der teilweisen Arbeitslosigkeit betroffen. Schätzungsweise ist die Arbeitslosigkeit im ganzen gegen das Vorjahr um 9 Prozent gestiegen. Da verzichtet Frankreich lieber auf einen Teil der Reparationen, als daß der Volkswirtschaft auch unter seinen Arbeitslosen williges Gehör fände.

Bei dem gegenwärtigen Wirtschaftskrieg zwischen New York und Paris treten alle wirtschaftlichen (wie auch politischen)

Ereignisse der Welt in den Schatten, sei es der Kampf um die nationale Selbstbehauptung in England oder in Deutschland.

Deutsche Sorgen

Die Öffentlichkeit nahm die Nachricht, daß die Deckung der Reichsmark auf 20 Prozent sank, ruhig hin. Da immer noch Gold und Devisen „auf“ der Lücke des Stillhaltenabkommens abließen, verlor die Reichsbank an Gold und deckungsfähigen Devisen in den letzten Wochen über 66 Millionen Reichsmark.

Die Wirtschaftskrise hat nun auch die Reichspost, die lange Zeit von ihr verschont war, erfaßt. So schätzt man den Fehlbetrag, den dieses Unternehmen in diesem Jahre machen wird, auf 120 Millionen RM. Die Reichsbahn verfuhr nun ihr Defizit durch neue Lohnsenkung einigermaßen auszugleichen. Durch die vorgeschlagene Lohnföhrung würde sie rund 37 Millionen einsparen, während sie in diesem Jahre bis jetzt schon einen Fehlbetrag von über 600 Millionen RM. erreichte. Mit dem Mittel der Lohnsenkung allein ist aber der Reichsbahn noch lange nicht geholfen.

Im Gegensatz zu den sonst üblichen Zammernwendungen aus dem Wirtschaftsleben ist das Reich über die Steuer- und Kollektinnahmen in der zweiten Oktoberwoche recht zufrieden. Auch die Amerikanerleihe, die über 173 Millionen erbrachte, fiel über Erwarten gut aus. Zum Teil konnte der Andrang kaum mehr bewältigt werden. Man mußte ferner die Frist für die Steueranmeldung verlängern.

In den Hauptaufgaben, die das Reich nunmehr in Angriff nehmen wird, gehört die Lösung des Arbeitslosenproblems. Schon jetzt sind eine Anzahl von Gerüchten im Umlauf, die von der Ausgabe von Reichsschuldscheinen und Ähnlichem für die Belebung des Arbeitsmarktes wissen wollen. Jedenfalls wird Reichskanzler Brüning auch den Preisabbau wieder energisch vorwärtstreiben wollen. In diesem Zusammenhang ist es interessant, daß das Konjunkturforschungsinstitut in Berlin jüngst feststellte, daß gerade die gebundenen Preise in der Krise am wenigsten fielen.

Die jüngste Bewegung der Einlagegelder bei den Sparkassen steht im Zeichen der Beschränkung. Im September übertrafen nämlich zum ersten Mal seit Krieg die Einzahlungen die Abhebungen, so daß der September mit einem Einzahlungüberschuß von rund 83 Millionen RM. abschloß. Dies ist umso bemerkenswerter, als der Auszahlungsüberschuß im August rund 311 Millionen RM. betrug. Die Vertikalkrisis, die unsere Sparkassen erschütterte, ist demnach in der Hauptsache überwunden. Immerhin liegen die Einzahlungen wesentlich unter denen der gleichen Zeit des Vorjahres.

Produktenmarkt. Die Getreidebörsen hatten nur bescheidenes Geschäft. Für Roggen war die Nachfrage groß. Angebot aber weiter knapp. Weizen fand wenig Interesse. Die Notierungen waren unwesentlichen Schwankungen ausgesetzt. Das Kartoffelgeschäft ist lebhafter geworden. An der Berliner Produktenbörse notierten Weizen 215 (-3), Roggen 188 (+2), Futtergerste 160 (+2), Hafer 147 (-2) RM. pro Tonne und Weizenmehl 324 (+1/2) RM. pro Doppelzentner. An der Stuttgarter Landesproduktionsbörse blieben Weizenheu und Stroh mit 1/2 bzw. 4 RM. pro Doppelzentner unverändert.

Warenmarkt. Die Großhandelsindexziffer war mit 106,7 gegenüber der Vorwoche (107,6) um 0,6 Prozent niedriger. Nachgegeben haben besonders die landwirtschaftlichen Erzeugnisse. An den Textilmärkten war Baumwolle erhalt. An den Metalmärkten war die Tendenz uneinheitlich. Die Außenhandelsstatistik für September zeigt wieder eine starke Aktivität unserer Handelsbilanz. Allerdings sind die Aus-

fuhrpreise stärker zurückgegangen als die Einfuhrpreise. Die fortschreitende Deflation verhärtet also den Zwang zur Ausfuhr. Mit Recht weist der Wochenbericht des Instituts für Konjunkturforschung auf die Gefahren des englischen Dumpings hin. Auf Gold umgerechnet bedeutet die nominelle Erhöhung der englischen Indexziffer um nur 7 Prozent bei einer Pfundentwertung von 20 Prozent einen Rückgang um etwa 15 Prozent, während die gleichen Preise in Deutschland vom 16. September bis 7. Oktober nur um 1,8 Prozent gestiegen sind.

Viehmarkt. An den Schlachtviehmärkten haben die Preise für Schweine und Rinder erneut nachgegeben, während die Preisbewegung für Küder nicht einheitlich war. Das Geschäft war sehr flau.

Holzmarkt. Die Verhältnisse am Holzmarkt sind anhaltend ungünstig. Bemühungen, für deutsches Holz zu werben, sind im Gange. Der Baumarkt ist fast völlig lahmgelegt.

Konkurrenz und Vergleichsverfahren. Neue Konkurse: Ernst Spörle, Zimmergeschäft in Kochendorf, O.M. Redar, Sohn; Jakob Doster, Sohn, Brauereibrennerei und Zigarfabrik in Neuren, O.M. Mürtigen; Frau Julie Schweizer, Sattlereigenschaft in Niedlingen; Martin Einlein, Pferdehändler in Buchau; Fritz Ruffäler, Warengehalt in Dornau, O.M. Sulz; Albert Reische, Gärtnereibedarfsartikel in Stuttgart; Hermann Sigt, Sport- und Schuhhaus in Wildbad. — Vergleichsverfahren: Firma Falk Siegel, Schuhfabrik in Heilbronn; Firma Lidl & Schwarz, Großhandlung mit Lebensmitteln in Heilbronn; Firma G. Schmid & Co., Tricotwarenfabrik in Vödingen.

Württemberg

Das württembergische Straßennetz in Gefahr

Man schreibt uns:

Von dem württembergischen Straßennetz, das 2700 Kilometer umfaßt, sind etwa 1200 Kilometer Durchgangstraßen. An deren Ausbau ist nicht nur die württembergische, sondern auch die übrige deutsche Wirtschaft lebhaft interessiert, denn zahlreiche württembergische Durchgangstraßen verbinden Bayern mit Baden, der Pfalz und Norddeutschland.

Um allen Verkehrsbedürfnissen gerecht zu werden, hat die Straßen- und Landdirektion in Stuttgart die verfügbaren Geldmittel seit Jahren gleichmäßig über das ganze Land verteilt und ein einheitliches Netz guter Fahrbahnen hergestellt unter bevorzugter Verwendung einheimischer Baumstoffe. Es wurden überwiegend moderne Decken unter Verwendung von Teer oder Asphalt (der allerdings aus ausländischen Rohstoffen hergestellt ist) gebaut, wobei neuerdings der heimische Kalkstein, soweit er genügend bruchfest ist, und gedrochener Kalkstein aus dem Bodensee mit Erfolg verwendet wurden. Da die württembergischen Straßen durchschnittlich nur 5 Meter und noch weniger breit und kurvenreich sind, mußten erhebliche Mittel für Verbreiterung und Begradigung der Fahrbahnen aufgewendet werden. Bis jetzt sind 750 Kilometer verbreitert und begradiert worden. Dabei kommt es, daß die Geldmittel im Gegensatz zu anderen Landesteilen nicht zur Deckung zahlreicher Dauerbedürfnisse ausreichen, sondern daß man sich auch auf nicht oder minder großen Strecken der Durchgangstraßen mit Überflächendeckungen oder sog. Teppichbelägen begnügen mußte. Immerhin muß anerkannt werden, daß mit den verfügbaren Mitteln das Mögliche erreicht wurde. Bei planmäßiger Durchführung des geschuldeten Bauprogramms wären im Verlauf weniger Jahre die Hauptdurchgangstraßen wohl ausnahmslos mit modernen bituminösen Dauerdecken versehen worden.

DIE WETTE UM EVA

ROMAN VON GERT ROTHBERG

Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle (Saale)

39

„Nichtig. Aber sagen Sie ihm doch, daß ich ihn zu der versprochenen Nachpartie erwarte. Die anderen Herrschaften freuen sich auch darauf.“

„Ich werde es anrichten, gnädige Frau.“

„Dante.“

Etella standhastig wandte sich wieder dem Spieltische zu, sah aber immer wieder zu Kardorf hinüber, der noch im Kreise der anderen unweit der Tür stand.

Banderfeld richtete seinen Auftrag aus.

Kardorf blühte unerschöpflich drein. Warum machte er diese Komödie mit? Warum sagte er nicht:

„Es ist meine Frau, die sich einen kleinen Scherz erlaubt hat. Wir reisen morgen miteinander ab.“

„Nun darfst du das nicht, weil Eva es anders bestimmt hatte. Zum Lachen war das! Sie, an deren Seite er damals widerwillig vor dem Altar gestanden hatte. Aber das war ja eine ganz andere gewesen. Die heutige Eva, die hätte er nicht allein gelassen, die hätte er geküßt, toll geküßt, die hätte er — geliebt!“

„Ich werde mich an der Partie nicht beteiligen können. Ich bitte dich, mich zu vertreten.“

„Natürlich! Ich kann ja die schlechte Laune der Gnädigen auch auskosten“, sagte Banderfeld verdrießlich. „Es willst dich ja soweit noch ganz gut, da Marcelle abgereist.“

„Aber ich wäre auch lieber hier geblieben.“

„Du weißt, warum ich hierbleibe, Philipp — und du wirst mich auch verstehen.“

„Ja, ich kann dich gut verstehen.“

In dieser Nacht ließ Kardorf noch Stundenlang durch die Anlagen, nachdem er bis zuletzt an Evas Seite ausgeharrt hatte, sehr zum Leidwesen der anderen Herren.

Die schwüle Nachtluft vermischte sich mit dem Duft

geheimnisvoll riechender Blumen, und siedend heiß schloß dem Manne das Blut durch die Adern.

„Eva hat mich damals geliebt!“

Wie aber dachte sie heute über ihn? Zuweilen hatte er geglaubt, in ihren Augen lesen zu können; aber diese Augen gaben doch nicht mehr preis, was das Herz bewegte. Eva hatte sich zu beherrschen gelernt. Hatte er schließlich noch Anspruch auf diese Liebe? Gewiß nicht. Nicht den geringsten Anspruch hatte er. Und diese Liebe würde in dem Augenblick erlöschen sein, da sie erfahren hatte, daß sie das Opfer einer leichtsinnigen Wette geworden war.

Aus dem tiefen Grün des dichten Gebüsches, das vom Mondlicht beschienen wurde, schimmerten weiße Bänke hervor. Kardorf setzte sich auf eine dieser weißen Bänke, und in diesen stillen Nachstunden zog die Vergangenheit an ihm vorüber. Sein ganzes tolles Leben. Und das Ergebnis dieses Nachdenkens war:

„Und jetzt glaube ich, nur kommen zu brauchen, jetzt, da Eva ohne mich etwas geworden ist im Leben, wo sie sich zu einer schönen, eleganten Frau entwickelt hat? Jetzt erwartete ich am Ende von ihr, daß sie mir in die Arme sinkt und froh ist, daß ich mich endlich bestimme, daß ich noch eine Frau habe, die Anspruch auf mich hat?“

Der Morgen graute, als er sich endlich von der Bank erhob und seinem Hotel zuschritt.

Kardorfs hohe Figur überragte alle anderen. Eva, in einem schwarzen Chiffonkleid mit kostbarer, roter Perlenfädelerei lag erschöpft zurückgelehnt im Sessel. Sie hatte fast jede Tour getanzt. Frau von Volkmar hatte ihr besorgt empfohlen, sich erst einmal etwas auszurufen. Sie wußte ja auch ganz genau, daß es nicht nur der Tanz war, der Eva ermüdete, sondern vor allem die Aufregung, die sie zermürbte.

Frau von Volkmar kannte Kardorf von Berlin her. Er war ihr immer sehr sympathisch gewesen. War es heute noch. Freilich, wie er sich Eva gegenüber benommen, das gefiel ihr nicht. Aber Eva liebte ihn noch immer, und aus

diesem Grunde war sie freundlich und herzlich zu Kardorf, um auch ihrerseits zu einer Verständigung der beiden Gatten beizutragen.

Kardorf hat Eva um den nächsten Tanz. Er war erst vorhin gekommen. Eva nickte. Und als jetzt die lockenden Weisen erklangen, erhob sie sich und legte die Hand auf seinen Arm.

Eva sah die dunkle Erregung in den Augen des Mannes. Ein Schwindelgefühl ließ sie sich fester gegen den Arm lehnen, dessen Muskeln sich unter der Berührung strafften.

Die lockenden, aufpeitschenden Weisen des Tanzes, der Duft des blonden Haars, der weiche Frauenkörper in seinen Armen, all das wirkte mit einer solchen Stärke auf Kardorf ein, daß er sich nicht länger beherrschen konnte.

„Eva, laß die Komödie sein! Wir sind Mann und Frau! Komm mit mir! In meinem Hotel ist Raum auch für dich! Was gehen uns die Menschen an!“

Eva hörte zu tanzen auf. Sie war totenblau. Wie sprach er zu ihr! Was wagte er! Eine unedle Leidenschaft trieb ihn, so zu ihr zu sprechen. Schämte er sich nicht, ihr das zu sagen?

Nach wogte hochgehende Leidenschaft in ihm. Verstandlos sah er auf sie nieder. Er sah sie nicht. Diese schöne Frau gehörte ihm doch, solange sie seinen Namen trug. Und er wollte sein Recht!

„Du bist meine Frau, Eva! Die Frau gehört zu ihrem Manne, vergiß es nicht“, sagte er, und seine Augen blickten sie in tiefer Erregung an.

Flammende Empörung leuchtete aus ihren blauen Augen.

„Du hast es vergessen, nicht ich. Und weil ich dir jetzt zufällig gefalle, glaubst du, du kannst mich nehmen, weil es dir so gefällt. Ich bin keine Ware. Ich — es mag dir ja annehmend klingen, doch ich bin mir meines Wertes heute auch bewußt. Ich verbiete dir, in diesem Ton weiter mit mir zu sprechen; du hast kein Recht dazu. Bitte, führe mich an meinen Platz zurück! Ich möchte nicht der Mittelpunkt eines gesellschaftlichen, pikanten Klatsches sein.“

(Fortsetzung folgt.)



Diese hoffnungsvolle Entwicklung des württembergischen Straßenausbaus wurde durch das Notjahr 1961 unterbrochen. Zu Beginn des Jahres wurden vom Landtag die Mittel für die Fortsetzung des Straßenausbaus erheblich beschränkt und nur den lebhaften Bitten des Staatspräsidenten, Innenminister Dr. Holz, vor dem drohenden Zerfall des seit einem Jahrzehnt geschaffenen Straßennetzes ist es zu verdanken, daß wenigstens genug Mittel zur laufenden Unterhaltung der Straßen bewilligt wurden. Aber seit der akuten Finanzkrise ist auch die Unterhaltung des Straßennetzes im großen und ganzen eingestellt worden, eine Entwicklung, die zu den ernstesten Bedenken Anlaß gibt. Denn Straßen sind ein wesentlicher Teil des Volkseinkommens, an dessen Schaffung Generationen gearbeitet haben. Das württembergische Straßennetz dürfte einen Geldwert von 1 Milliarde Reichsmark haben, wovon an 100 Millionen Reichsmark noch in den letzten 7 Jahren aufgewendet worden sind. Die Erhaltung dieses gewaltigen Volkseinkommens darf unter keinen Umständen vernachlässigt werden. Deshalb müssen trotz der derzeitigen Wirtschaftskrise Mittel und Wege gesucht und gefunden werden, um das mit großen Opfern geschaffene Straßennetz zu erhalten.

Aus diesem Grunde müssen alle noch so berechtigten Neubauwünsche, desgleichen Begräbnungen und Verbreiterungen einstweilen zurückgestellt werden. Alles verfügbare Geld muß zur Pflege der Durchgangsstraßen verwendet werden. In der Haushaltslage wird man sich mit Oberflächenerweiterungen über die nächste Zeit hinweg helfen müssen.

Reichen in den kommenden Monaten die verfügbaren Geldmittel nicht zur Unterhaltung aller Durchgangsstraßen aus, so erscheint eine zeitliche Sperrung stark angegriffener Straßen für schweren Lastenverkehr besser, als ihren endgültigen Zerfall abzuwarten. Dadurch wird zwar der Verkehr auf die übrigen noch guten Straßen zusammengedrängt und etwas verteuert, aber der Straßenunterhaltungswartung für das gefährliche Kilometer flukt amio mehr, je mehr Verkehr auf einer Fahrbahn sich abspielt. Diese im Allgemeininteresse nicht wünschenswerte Beschränkung des Verkehrs wäre ein letzter Ausweg zur Erhaltung der württembergischen Staatsstraßen, sofern es gelingt, wenigstens für die Pflege der Hauptdurchgangsstraßen Geldmittel zu beschaffen.

Aus Welt und Leben

Opiatfresser im Spielkassino. In Juan le Vins (Kiviera) spielen in den letzten Tagen ein paar ganz große Spieler. Ihnen allen geschah dasselbe: während sie ihre Banketten abspielten, fühlten sie plötzlich eine gewisse Lähmung ihres Bewußtseins und taten Dinge, die ihnen sonst nicht unterlaufen. Das Kasino, das für seine Banketten fürchtete, ließ einige Detektive los. Und die stellten fest, daß sich, so oft einer der großen Herren eine Bank zog, ein kleiner unscheinbarer Mann in ihrer nächsten Nähe postierte, am Spieltisch selbst aber zwei schöne junge Frauen Platz nahmen, die riesenhafte Summen setzten. Es dauerte nicht lange und man wußte alles. Der Unscheinbare war ein vorbestrafter Opiatfresser und die jungen Damen seine Töchter. Er schlüpfte die Bankhalter ein und die Töchterlein rafften inzwischen vom grünen Tisch, was sie kriegen konnten. Eine Berliner Zeitung meldet dazu noch: Man hat die Sache, wie immer in Spielkassinos, ganz im stillen erledigt — der Nachweis der strafbaren Handlung wäre doch kaum gelungen!

Spracharten

Die deutsche Sprache muß sich viel gefallen lassen, selbst von ihren berufenen Priestern, den Dichtern und Gelehrten.

...wann wird der Kaffee billiger?
...dann, wenn man 1/3 Bohnenkaffee mit 2/3 Kathreiner mischt... und das schmeckt auch sehr gut!

die sich oft nicht scheuen, ihre königliche Muttersprache mit einem aus fremdländischen Brocken zusammengesetzten Vortersgewand zu umkleiden. Und sind es keine Fremdwörter, so sind es andere häßliche und entstellende Fälschen. Ein der häßlichsten dieser, aus Unschicklichkeit und Gedankenlosigkeit geborenen Fälschungen ist das „ich“, das aus unserer blauen Zunge gekostet haben. Selbst von Gebildeten, oder solchen, die es sein wollen, hört man dieses ebenso dumm wie häßliche Fragewort „ich?“ Etwa so: „Gestern war ich übrigens in der Oper — nicht? — und habe Straußens Frau ohne Schatten“ gehört. Die ersten zwei Akte haben mir am besten gefallen — nicht? — der Schluß ist mir etwas langweilig vorgekommen, aber die Musik — nicht? — ist doch wieder alles in allem recht interessant — nicht?“ Nebenbei bemerkt ist interessant auch eine der häßlichsten Fremdwörter, für die es im Deutschen wohl keine bessere Worte gibt. Was soll man der Hörer, zumal wenn er die Oper noch nicht kennt, auf diese ewigen Nachfragen erwidern? Nichts! Er denkt sich sein Teil. Ein anderes obdes Modewort ist das aus der elektrischen Fabrik kommende „ausgeschaltet“. Alles wird ausgeschaltet, sogar „ganzlich ausgeschaltet“. So hört man z. B.: „Ich soll dort einen Besuch machen? Das schaltet glänzlich aus!“ Oder: „Dieser Mann muß aus unserem Verein ausgeschaltet werden.“ Und so hundertfach. Ein Glück ist, daß sich solche langweiligen Fälschungen schnell überleben; sie werden an ihrer eigenen Langweiligkeit. So hat dieses „ausgeschaltet“ das ebenso häßliche „ausgeschlossen“ totgeschlagen, ohne das bis vor kurzem kein Deutscher auskommen zu können glaubte. Ich bin neugierig, welche Sprache das „ausgeschaltet“ nun bald ausschalten wird; hoffentlich bald und ganzlich.

Nicht minder häßlich ist das „abbauen“, das jetzt allerorten zu hören und zu lesen ist. Betriebe und Streiks, Einrichtungen und Aemter werden „abgebaut“, selbst Freundschaften und Gefühle. Früher sagte man auflösen, ablegen, verringern uhn. Es ist ebenso falsch und häßlich wie das „ich“ und „den“, s. B. bei einer Frage, die wie eine Wurst angeknipst, hat erörtert wird. Wir Deutsche ahmen den Ausländern, namentlich den Franzosen, so gern nach. Warum lernten wir immer noch nicht von unseren Feinden die Hochachtung und Pflege der Muttersprache? Keinem Franzosen, keinem Engländer fällt es ein, solche Unarten zu tun, weil sie die Reinheit ihrer Sprache lieben und behüten. Und verfallt ein Schriftsteller dieser Torheit, so wird er ausgelacht und gelacht — und unterläßt er es nicht, so liest man ihn nicht mehr. Wie sich die Deutschen in ihrer Staatskunst verächtlich gemacht haben, so lehren wir unsere Feinde, unsere Sprache zu verachten. Richard Boozmann.

Lehren und Sprüche von Oskar Wilde

Greife glauben alles, Männer misstrauen allem, die Jungend weiß alles.

Alle Wege führen zu einem Ziel — zur Enttäuschung.

Es hat keinen Sinn, Vorschriften darüber zu machen, was man lesen soll und was nicht. Mehr als die Hälfte der modernen Kultur entstammt dem, was man nicht lesen soll.

Die einfachsten Genüsse sind die letzte Zuflucht komplizierter Menschen.

Erit Manieren, dann Moralen!

Der, dem das Gegenwärtige das einzig Gegenwärtige ist, weiß nichts von der Zeit, in der er lebt.

Das Unerwartete zu erwarten ist das Zeichen eines ganz modernen Intellektes.

Daß man nicht über uns spricht, ist das einzige, was schlimmer ist, als daß man über uns spricht.

Junge Leute möchten treu sein und können es nicht; alte Leute möchten untreu sein und können es auch nicht.

Wenn man liebt, täuscht man immer zuerst sich, später andere.

Geschichten von Federmann

Der Gut

„Was hast du da für einen sabelhaften Gut?“ fragt Rüdke. „Wieso?“ zuckt Federmann die Achsel. „Der habe ich schon drei Jahre.“

„Das sieht man ihm nicht an,“ haucht Rüdke, „er sieht aus wie neu.“

„Ich habe ihn auch gut gepflegt,“ sagt Federmann. „Jedemal, wenn ich nach Hause komme, bürste ich ihn ab. Im Frühjahr lasse ich ihn chemisch reinigen. Vor vier Wochen habe ich ihn auffärben lassen, dann hat er ein neues Band und neue Appretur, und am letzten Sonntag habe ich ihn im Café Atlantik vertauscht.“

Vollschweißmuss

Jedermann schimpft auf den Vollschweißmuss. Und auf die Ruffen. „In einer Gesellschaft,“ erzählt er, „habe ich einmal einen solchen Ruffen kennengelernt. Der sprach kein Wort, aber er war so betrunken, daß er mit brennenden Streichhölzern um sich warf und meine Tischdame, so sehr sie sich auch wehrte, abklopfte.“

„Donnerwetter,“ sagt Rüdke, „und was hast du dazu gesagt?“

„Was sollte ich dazu sagen,“ zuckt Federmann die Achsel, „ich kann doch nicht ruffisch.“

Bluter

Von Dr. F. Hermann

Zu den merkwürdigsten unter den vererbaren Krankheiten gehört die sogenannte Bluterkrankheit oder Hämophilie. Während sie in Nord- und Mitteldeutschland nur in vereinzelten Fällen bekannt ist, findet sie sich häufiger in Süd- und Ostdeutschland, namentlich in den Berggebieten. Das Wesen dieser eigenartigen Krankheit besteht in der Neigung zu unstillbaren Blutungen, die entweder nach leichten Verletzungen, manchmal sogar nach winzigen Nadelstichen, auftreten. Namentlich ist bei Blutern Nasen-, Magen- und Darmbluten schwer durch Behandlung zu beeinflussen und meist unheilbar. Besonders eingebende Studien, die man der Hämophilie widmete, führten zu dem Ergebnis, daß diese eigenartige Erscheinungen auf krankhaften Veränderungen der Blutgerinnung beruhen. Es ist ja bekannt, daß bei gefunden Menschen Blut durch Behandlung schon nach kürzerer Zeit zum Stillstand kommen. Nach Anlegen eines leichten Druckverbandes an der nötigen Stelle gerinnt das aus der Wunde hervorquellende Blut zu einer feibrigen, gallertartigen Masse. Der weiterhin sich bildende Blutpfropf wird zur schützenden Decke, unter der die Verletzung dellen und vernarben kann. Anders verlaufen die Vorgänge bei den Blutern. Schon die winzigste Verletzung genügt, einen unstillbaren Fluß nicht gerinnenden Blutes hervorzurufen, der ohne ärztlichen Eingriff langsam zur Verblutung führen kann. Diesen Kranken ist äußerlich sonst nicht das geringste anzu merken und ihr Leiden wird erst offenbar, wenn sie blutend zum Arzt kommen. Das Abnorme ihres Blutes besteht darin, daß in seiner Verflüsselung wichtige Stoffe fehlen, welche bei einer Blutung die notwendige Gerinnung auslösen oder erzeugen.

Die Hämophilie tritt schon in den ersten Wochen nach der Geburt auf. Leichte Stöße können sogar innerliche Blutergüsse hervorrufen und zu langem Krankenlager führen.

Merkwürdiger noch als das Wesen der Hämophilie ist es, daß sie ausgeprochen vererbaren Charakter vertritt. Meist sind es männliche Mitglieder einer Familie, die an der Bluterkrankheit leiden und zurande gehen, während die weiblichen selbst nicht davon betroffen werden, wohl aber die Krankheit weiter vererben. Daraus erschließen sich ernsthafte Probleme, die auch schon dichterisch verwertet worden sind. Weil Töchter solcher Bluterfamilien dazu veranlagt sind, die von ihnen

BETTEN

REUSCH Matratzen Aussteuern

Qualitäts-Erzeugnisse aus eigenen Werkstätten

FR. Breusch Plozzheim, Metzgerstr.



DIE WETTE UM EVA

ROMAN VON GERT ROTHBERG

Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle (Saale)

„Dann trage auch die Folgen, Eva! Ich wollte eine Verhändigung.“

Sie würdigte ihn keiner Antwort mehr. Ohne sich noch einmal umzusehen, wandte sie sich an Frau von Voltmar: „Gnädige Frau, Sie hatten doch recht: ich möchte lieber nach Hause. Ich hätte diesen letzten Tanz unterlassen sollen“, sagte sie, und ihre Stimme zitterte.

Bereitwillig erhob sich die Dame. „Ich begleite Sie selbstverständlich, Kindchen. Grete ist in Begleitung Egon's und unter dem Schutze Frau von Leringers gut aufgehoben.“

Man bedauerte diesen frühen Ausbruch der schönen Frau allgemein. Harald Kardorf aber biß die Zähne zusammen. Der Born ebte langsam in ihm ab. Es kam ihm zum Bewußtsein, daß er sich Kosibares verscherzt hatte. Eine tiefe Traurigkeit erfüllte ihn plötzlich.

Freundlich verabschiedete Eva sich von allen. Ihm aber schenkte sie auch jetzt keinen Blick.

Er verbeugte sich tief, dann ging er in den Rauchsalon hinüber.

Evas schönes Gesicht war wie verfeinert, als sie sich von Frau von Voltmar zu Bett bringen ließ. Sie streichelte nur ab und zu die Hände der gütigen Frau; zu sprechen vermochte sie nicht. In ihrem Herzen war jede Hoffnung auf ein echtes, großes Glück gestorben. Ganz apathisch lag sie da, mit geschlossenen Augen. Als sie sich noch immer nicht rührte, glaubte Frau von Voltmar, sie schlafe, und da ging sie leise hinaus.

Eva aber dachte: „So also sieht Harald Kardorf aus? So ist er gewöhnt, mit Frauen umzugehen. Und ich habe auch nur eine

Minute lang glauben können, er sei einer aufrichtigen Liebe fähig.“

Wid aufschluchzend, vergrub sie den Kopf in den Rücken.

„Wenn doch diese Liebe in meinem Herzen endlich sterben würde“, dachte sie.

Die Uhr in dem Marmorchäufel tickte unaufhörlich. Draußen auf der Straße hörte man ab und zu einmal lautes Lachen. Sonst drang nur die Nachtlust ins Zimmer. Aus dem tiefen Dunkel hervor sah die junge Frau Harald Kardorfs Gesicht mit den leidenschaftlichen, spöttischen Augen.

Dieser Mann hatte sie mit zu den Frauen werfen wollen, die ehemals seinen Weg gekreuzt hatten. Darüber kam Eva nicht hinweg.

Ihre reine Liebe bäumte sich auf gegen diese Gewalttätigkeit des Mannes. So konnte sie ihm nicht gehören, so nicht. Dann lieber auch weiter einsam bleiben, als die Demütigung ertragen, von ihm eines Tages beiseite geschoben zu werden, wenn eine andere Frau austauchte, die abermals sein klüchtiges, leidenschaftliches Wohlgefallen erregte.

Das wäre das Schlimmste gewesen! Das hätte sie nicht ertragen!

Wie ihr der Kopf schmerzte.

Eva warf sich auf ihrem weichen Lager hin und her, versuchte zu schlafen und sah doch immer nur Harald Kardorfs große, leidenschaftliche Augen.

Philipp Banderfelde dankte dem Himmel, daß der schwarze Teufel, die Marcelle, abgereist war. In was für ein schlechtes Licht er bei der kleinen braunlockigen Grete von Voltmar gekommen wäre! Wahrhaftig, dieses junge Mädchen gefiel ihm immer besser. Nein, das war nicht der richtige Ausdruck. Sie schlich sich ihm ins Herz mit ihrem frohen, sorglosen Lachen. Dieser Frohsinn, der durch dieses Mädchenlachen klang, hallte in ihm selbst wieder. Und sie war gar nicht tot!

Aber ohne es zu wollen, ließ sie es ihm merken, wie gut er ihr gefiel, und in ihm war ein knabenhaft glückliches Gefühl. Er tanzte jede Tour mit ihr, und er lächelte strahlend, als er einmal absichtlich bei Anfang eines Tanzes zurückhielt und dann sehen durfte, wie sie sich suchend nach ihm umblidte, obwohl genug Herren sie umdrängten, die sie um einen Tanz baten. Sie mußte dann wohl oder übel mit einem dieser Herren tanzen; aber er, Banderfelde, stellte mit Genugtuung fest, daß sie während des ganzen Tanzes sehr ernst blieb.

Egon von Voltmar hatte sich freundschaftlich bei ihm eingehängt.

„Was ist eine Hitze. Ich tanze nicht mehr. Wollen wir ein Glas trinken?“

Banderfelde verspürte riesigen Durst; aber da der Tanz gleich zu Ende war und er die Herzen warten sah, sagte er:

„Verzeihen Sie, Herr von Voltmar, doch ich möchte lieber hier bleiben.“

Da lächelte Egon von Voltmar, und dachte sich sein Teil.

Philipp Banderfelde aber tanzte bereits wieder mit Grete. Sie sahen sich selbstvergessen in die Augen. Banderfelde sagte leise:

„Mein gnädiges Fräulein, darf ich Ihnen etwas sagen? Aber werden Sie mir auch nicht böse sein?“

Das Mädchen schüttelte mit dem Kopfe.

„Nein, ich werde Ihnen ganz gewiß nicht böse sein.“

„Gnädiges Fräulein, ich verwünsche um dieses herrlichen Tanzes, dieses einzigen Abends willen mein ganzes bisheriges Leben. Glauben Sie, daß ich auf Verzeihung hoffen darf bei dem Mädchen, das ich von ganzem Herzen liebe?“

Da sagte Grete von Voltmar nichts mehr; aber ihr lässiges Gesicht war heiß und rot.

„Ich liebe Sie!“

Hatte Banderfelde es wirklich gesagt, oder hatten es nur die Geister gesungen?

(Fortsetzung folgt.)



Conweiler.
Am Sonntag den 25. Okt. findet im „Waldborn“
Sanz-Unterhaltung
Matt. Hiezu ladet ein
Korchor zum „Waldborn“.
Feuerwehrkapelle Conweiler.

Schweinemarkt in Ettlingen
jeden Mittwoch.
Nächster Markt am Mittwoch den 28. Oktober 1931,
vormittags 8 Uhr.
Markort: Allee vor dem Gasthaus z. „Traube“.
Gute Verkaufs- und Kaufsmöglichkeiten.

Rheuma-, Gicht- und Nervenschmerzen!
Sofort Walmurzfluid! Flasche 2.— Spezial 3.—
„Es hat mir schon gute Dienste geleistet, indem es nichts Besseres gibt.“
(Zeugnis.)
In den Apotheken in Neuenbürg, Herrenald und Schömberg.

Hochzeits-Karten
liefert
die E. Mech'sche Buchdruckerei.



Das ist Amerika

Mit 100 Mark nach U. S. A. — Hinter der Dollarfront

Ein deutsches Schicksal / Von Karl Ey / Copyright 1930 by Presse-Verlag Dr. R. Dammert Berlin.



(14. Fortsetzung.)

Aus meinen Gedanken scheuchte mich eine tiefe Stimme auf, die einem gedrückten Herrn mit wasserhellen blauen Augen gehörte, der gleichfalls in Baton Rouge zugestiegen war und längere Zeit meinen Zeitungshand betrachtet hatte:

„Have you got a German paper, the „Westliche Post“ oder the „Louisville Anzeiger?“

„Stich da, ein Landsmann —“

„Nein, mein Herr“, sagte ich auf deutsch, „nur die englischen Blätter und Magazine.“

Wir kamen in ein Gespräch, und ich erfuhr, daß der Herr ein deutscher Ingenieur aus Kuba war, der geschäftlich nach Memphis reisen wollte.

„Pompöses Weib, die da oben“, meinte er.
Ich nickte lächelnd. Ihn ging die Sache ja nichts an.

Vordstirt auf dem Mississippi.

Wie ich von dem Kabinensteward erfuhr, hatte sich Mrs. Dawson unter ihrem richtigen Namen in die Schiffsliste eingetragen lassen.

„Ein merkwürdiges Frauenszimmer“, sagte der Steward, „die muß Geld in ihrem Koffer haben, so vorsichtig geht sie damit um. Aber im Vertrauen, Maat, es ist kein Geld, meine Augen sind klar und meine Schlüssel öffnen alles. Nur Seidenwäsche und eine kleine Kiste mit einem Beder, aber so etwas hat sie in ihrem Koffer. Mit Teufelsgeldern ist sie auch man klamm. Daß man auf, daß du dein Geld für die Zeitung kriegst. Ach, da denk' ich dran; ich soll ja nachfragen, ob etwas in der Zeitung über einen ausgegriffenen Waffenschmuggler stand. Mrs. Dawson will es wissen.“

Das war merkwürdig, daß diese Frauensperson eher Ereignisse ahnte, als die Zeitungen sie erfuhren, denn die Nachricht von dem verurteilten deutschen Waffenschmuggler brachten erst die Blätter einen Tag später, und zwar mit einem solchen gewöhnlichen Ausfall gegen Deutschland, das bestraft wurde, Mexiko gegen die Union bewaffnen zu wollen, daß man beim Lesen der leichten Berichte sofort denken mußte, „Bestellte Arbeit...“ Nicht wegzuleugnen war indessen, daß die als Leichen aus dem Wasser gefischten Personen auf der angeblichen Waffenschmuggelbarke deutscher Rationalität waren, auch daß das kleine Schiff die deutsche Fahne führte, wurde erwiesen. Unter welchen Besprechungen man aber die Leute angeworben hatte, geht schon aus dem Angebot hervor, das mir der Mexikaner in New Orleans gemacht, und das ich Gott sei Dank abgelehnt hatte. Mrs. Dawson aber wußte auch von diesem Plan, das Reich mit der Union in Konflikt zu bringen; denn sonst hätte sie kaum sich schon eher nach dem Fall erkundigt, als er der Öffentlichkeit und der Presse selbst bekannt wurde.

Nach merkwürdiger kam mir aber am ersten Abend nach Baton Rouge die Tatsache vor, daß der deutsche Ingenieur, der mich nach der „Westlichen Post“ gefragt hatte, in einem tiefen Gespräch verfunken mit dem „pompösen Weib“ im Salon sah, wobei Mrs. Dawson Augen wie ein gurrendes Täubchen machte, die aber einen ausgesprochenen Positivenblick annahm, als sie sah, daß ich mich in ihrer Nähe beschäftigte.

„Bursche“, rief sie mir zischend zu, „Spione brauchen wir nicht, und für Kollin findest du hier keine Abnehmer.“

Dann wuschelte sie dem lemmelblonden Ingenieur etwas ins Ohr, worauf dieser mich gleichfalls mit seinen wasserhellen Augen fixierte und verzückt die Stapsale rümpfte —

War dieser angebliche Deutsche aus Kuba ein Komplize der englischen Spiondame?

Als ich spät nachts meine kleine Kabine aufsuchten wollte, sah ich die beiden seltsamen Gäste in den riesigen Kond bliden. Vorzüglich sah ich mich näher und hörte wie Mrs. Dawson mit lelenvollem Schmelz in er Stimme sagte:

„O, Arthur dear, how I love you. Wie ich dich liebe, dich dich und alle braven christlichen Deutschen...“

Nein, der lemmelblonde Ingenieur war kein Komplize des Weibes, augenscheinlich aber ging er mit beiden Trüben in ihre Garn... .

Ein kleiner Tausch.

In dieser Nacht dachte ich lange darüber nach, wie ich den jungen Deutschen warnen konnte. Der verzückliche Bild, mit dem er mich im Salon gemessen hatte, deutete darauf hin, daß Mrs. Dawson ihn bereits aufgehakt hatte, und er gutwillig keine Belehrungen annehmen würde. Ich mußte aber herausfinden, was die Dame mit ihm vorhatte. Kapitän Binaz ins Vertrauen ziehen? Er hätte mich ausgelacht. Doch halt, da war der Steward mit dem hellen Blick und dem „Sefam-öffne-dich“-Schlüssel, das war vielleicht mein Mann.

Am nächsten Tage mußte mein Zeitungshand als „Kauflists-Cafetiera“ dienen; denn er stand im Zeichen des „Help yourself“ — „Bitte, bedienen Sie sich!“ Peterjon, der schwedische Steward, faltete dagegen mit peinlicher Ordnungsliebe die Fünf-Dollarnote, die ich ihm zugehakt hatte und schloß mich in der glücklicherweise leerstehenden Kabine neben Mrs. Dawsons Bordbehangung ein.

Jetzt begann ein Warten... . Dann näherten sich über dem Korridor Schritte, ich hörte Mrs. Dawsons Stimme:

„Please, Mr. Schroeder, step in. Treten Sie doch näher, Herr Schröder, ich möchte Ihnen den Brief zeigen.“

„Herr“ und „Sie“ — das war also für etwaige Stewards gesprochen. In der Kabine änderte sie denn auch den Ton, und es schwirrte nur so von „Darling Arthur“ und „Liebster Junge“ und „Süßes Händchen“, daß es mir bei diesen Verstellungsflinten des superoxydblonnen Scheujals heiß und kalt über den Rücken lief.

Dann aber schien Mrs. Dawson die Vorbereitungen für genügend zu halten, denn sie begann, ihren Plan zu entwickeln:

„Arthur darling“, gurrte sie, „ich muß nun doch bis St. Louis fahren, und du freist in Memphis aus. Aber höre, du kannst mir einen großen Gefallen tun. Nimm dieses Päckchen und liefere es in Memphis meinem Schwager, dem Kommandanten der Artillerieschule, ab. Es sind einige Armbanduhrchen darin, unter denen er sich eine aussuchen soll. Es ist noch ein verpödetes Hochzeitsgeschenk.“

Ich preßte meine Augen gegen ein fürsorglich in die Scheidewand gedohertes Loch und konnte sehen, wie Mrs. Dawson dem Deutschen ein Paket in der Größe einer Zigarrenkiste übergab, das in weißes Papier mit roten Bändern gewickelt war.

Jetzt gab die Kanaille dem schmachthenden Galan einen schmalzenden Kuß und wiederholte dann:

„Also um 4 Uhr sind wir in Memphis. Du bringst die Uhren meinem Schwager, dem Oberleutnant Henniger, aber erst um 10 Uhr abends ins Arsenal, da er vorher keine Zeit und noch Dienst hat. Will mein lieber Junge mir das seltsame Päckchen zeigen?“

Der „Liebe Junge“ versicherte seine großen und kleinen Ehrenwörter, den Wunsch genau zu erfüllen. Dann ging das Paar hinaus, und ich hörte noch, wie Mrs. Dawson auf dem Korridor leise wiederholte:

„Also ganz genau um 10 Uhr heute abend gibst du das Geschenk ab, nicht wahr?“

Nach kurzer Zeit schloß der Steward die Tür auf.

„Wo ist die Kabine des Deutschen?“ fragte ich.

„Hier Türen weiter ranter. Er ist gerade eben herausgekommen.“

Der Steward ließ mich in diese Kabine eintreten, und ich sah auf dem Bett das kleine weiße Paket. Ich hob es auf. Merkwürdig schwer. Ich beschmüßelte es nach besser Eherud Holmes Manier — es roch leicht nach Weihrauch. Ich behorchte es — es tickte ganz leise. Sollte Mrs. Dawson doch die Wahrheit gesagt haben und das Paket wirklich Armbanduhrchen enthalten?

Besser ist besser, dachte ich aber und widelte mit Hilfe des zu allen Schandiaten bereiten Stewards eine Zigarrenkiste so ein, daß sie dem Paket täuschend ähnlich sah. Rote Bänderchen fanden wir auch an einer alten Pralinenkassette. Ein zerbrochener Türdrücker als Inhalt gab dem falschen Paket ungefähr das gleiche Gewicht.

„So, Steward“, sagte ich dann, „nun laß deine Schlüssel Ehre einlegen, und verschließe dieses Paket wieder in Mrs. Dawsons Handtasche.“

Peterjon nickte genüsslich — und das Paket, das Mrs. Dawson dem jungen Deutschen mit so eindringlicher Mahnung übergeben hatte, es bestimmt um 10 Uhr abends, nicht früher und nicht später dem Kommandanten des Arsenals von Memphis auszuliefern, wanderte wieder in die Reijstasche der Besizerin zurück. Der deutsche Ingenieur würde dem Kommandanten aber eine leere Zigarrenkiste mit einem zerbrochenen Türdrücker aushändigen. Wenn dadurch auch vielleicht kein Unheil vermieden wurde, so hatte ich doch auf alle Fälle Mrs. Dawsons Plan, was immer er sein mochte, durchkreuzt.

Zwischen 9 und 10.

Als die „City of Hartford“ mit einem großen Aufwand von Tuten und Blasen schwerfällig an der riesigen Landungsbrücke von Memphis festmachte, bereute ich fast schon, dem deutschen Ingenieur zuliebe, mir soviel Mühe und Unkosten gemacht zu haben, denn der lemmelblonde Herr erwiderte meinen Abschiedsgruß mit einem verzückt herausgestohlenen Niesel, Schandhabe, der das Deutschstum schändet.

Mrs. Dawson schaute mich mit einem Blick an, dem zu entnehmen war, daß sie mich am liebsten angespuckt oder mir doch wenigstens die Zunge herausgesteckt hätte. In mir lockte es, aber ich hielt mich zurück, weil ich ahnte, welche Räuber-geschichten das Weib dem „Landsmann“ über mich erzählt hatte. Der Ingenieur betonte noch seine offenbar deutsche Reize-offiziersstellung dadurch, daß er unter dem nachsichtigen Blicken der übrigen Passagiere die Hoden zusammenknallen ließ und der Spionin die Hand küßte, wobei er jene lächerliche Verbeugung machte, die man angeblich früher auf Kollinbällen viel beobachtet konnte.

Mrs. Dawson rief ihm noch nach:

„Also pünktlich um zehn Uhr, nicht früher und nicht später. In zwei Wochen bin ich aus St. Louis zurück. Auf Wiedersehen.“

Mit einem falschen Paket unter dem Arm und einer Reize-tasche in der anderen Hand stand der junge Mann noch lange am Pier und winkte, während die „City of Hartford“ langsam wieder den Weg flromaufwärts fortsetzte.

Nun begann Mrs. Dawson ihr Augenmerk auf mich zu richten.

„Hey, newsboy“, rief sie befehlend mit einem lässlichen Glimmern in den Augen, „habt Ihr keine Zeitung, wo etwas drin steht, wie die deutschen Schweine die Schwarte vollkriegen?“

„Nein, Madame“, sagte ich höflich, „aber hier ist die Memphis „Sentinel“, die über den Waffenschmuggel berichtet, worüber Sie sich schon vorgestern erkundigten, ehe die Barfasse überhaupt verankert wurde.“

Das Weib schaute mich buchstäblich an.

„Noch ein Wort, du deutscher Hundesohn, und ich melde dem Kapitän, daß du ein Kollinhändler bist.“

„Aber bitte, Madame, ich werde Sie begleiten, und dem Kapitän auch etwas sehr Hübsches zu erzählen haben.“

Sedend vor Mut wandte sich die Frau ab.

Gegen Abend schien sie aber merkwürdig aufgelebt zu sein. Sie sah im Salon allein bei einer Flasche Sekt und betrachtete die Uhr mit funkelnden Blicken. Als der Zeiger auf 9 vorgetückt war, rief sie mit ihrer schrillen Stimme:

„Long live old England, To hell with the Kaiser.“

Sie trank ihr Glas aus und sagte laut:

„Good night, everybody, es ist zehn Uhr. Eine denkwürdige Stunde. Werten Sie sich das.“

Dann erhob sie sich, um ihre Kabine aufzusuchen.

„It die Lady drank?“ fragte am Spieltisch ein Herr, die Uhr ist neun. Die Salonuhren auf den Mississippi dampfen gehen immer eine Stunde vor.“

Ich hatte mich an den Spieltisch gestellt, wo die Dollarnoten die Hände wechselten, als auf einmal ein gellender Schrei aus dem Kabinentorridor ertönte. Alles sprang bestürzt auf, eilte zur Tür und prallte inkontinenz zurüd, denn ein grauenvoll-lächerliches Bild bot sich unseren Augen.

Mit allen Zeichen des Entsetzens kam Mrs. Dawson den Korridor heruntergerannt in einem unbeschreiblichen Aufzug. Ihr eines Bein war nackt, das andere mit einem Strumpf bedeckt, ein kurzes Hand bedeckte den Körper, das Gesicht war zu einer furchtbaren Frage entstellt, um die das mirre Haar flatterte. In den Händen, weit von sich abgestreckt, aber hielt sie das kleine weiße Paket, das so geheimnisvoll tickte, und das ich mit Hilfe des Stewards wieder in ihren Koffer zurückgeschmuggelt hatte.

Wie befehlen konnte das Weib unter gellendem Kreischen zum Keeling, um das Paket über Bord zu werfen. Alles war erkarrt. Dann aber erscholl ein Aufschrei aus hundert Kehlen — die Frau war mit dem Paket über Bord gefallen.

Wumps... . Dampf klatschte der Körper auf die Wasserfläche — Huiih... . Irang —

Eine gewaltige Explosion folgte eine Sekunde später. Hoch schloß das Wasser empor, die „City of Hartford“ schaukelte wie in einem Sturm und dann — das furchtbarste — ein abgerissenes mit einem Strumpf bedecktes Frauenbein fiel schwer auf Deck.

Dann folgte eine Minute entsetzter Stille. Die Salonuhr schlug langsam elf, aber die ging ja eine Stunde vor, wie alle Uhren auf den Mississippi dampfern... .

Der Bumerang.

Wilde Klingelglaube brachten den Dampfer zum Halten. Der Scheinwerfer am Schornstein wurde abmontiert, und die Wasserfläche beleuchtet. Boote führen diese Dampfer nicht mit sich.

Auffreilend hielten sich die Damen an Bord die Augen zu, als man auf den trägen Wellern des großen Stromes einen nackten Frauentsumpf treiben sah — ohne Kopf... . Hier gab es keine Rettung mehr... . Wieder Klingelglaube... . Mit einer Ladung erregt diskutierender Passagiere an Bord lehnte die „City of Hartford“ ihre Reize flromaufwärts fort.

Bis spät nach Mitternacht sah ich mit Kapitän Binaz zusammen.

„Was Ihr mir da erzählt“, sagte der schließlich, „gibt ein klares Bild. Die Frau hat die Höllemaschine, die um zehn Uhr explodieren mußte, dem Deutschen mitgegeben, um dadurch einen offenbar von deutscher Seite kommenden Anschlag auf das Arsenal in Memphis vorzutäuschen, und Amerika zum Krieg mit Deutschland zu treiben. Als Mrs. Dawson, die nicht wußte, daß unsere Schiffsuhren eine Stunde vorgehen, in ihre Kabine kam, um sich Wäsche zurecht zu legen, entdeckte sie das Paket. Wahrscheinlich hat sie noch das leise Ticken vernommen und ist dann in Todesangst aufgeprungen, um die Höllemaschine ins Wasser zu werfen. Dabei ist sie über Bord gefallen, und im gleichen Moment ging die Höllemaschine Gott sei Dank im Wasser los. Das Ende wissen wir.“

Nun aber, junger Mann, kann ich Euch den Vorwurf nicht eripaten, daß Ihr Euch um Dinge gekümmert habt, die Euch nichts angehen. Bedenkt, wie nahe wir alle dem Untergang waren, wenn die Maschine eine Minute früher explodiert wäre. Mir aber ist meine „City of Hartford“ und mein eigenes Leben lieber, als alle Arzeneale der Welt. Hier auf den Schreck kommt dieser Whisky, trinkt!

Ich goß das große Glas hinunter; denn meine Hände zitterten.

(Fortsetzung folgt.)

